

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Ellen hatte mit Hilfe des Stubenmädchens gut gearbeitet. Ihre Sachen waren bereits gepackt. Nun kam sie, um der Mutter zu helfen. Ihre Wangen waren heiß von der ungewohnten Anstrengung. Geschäftig eilte sie hin und her. Es war doch eine Menge zu tun, mehr als sie geglaubt hatte. Fast wollte ihr der Mut sinken, als sie die Berge von Kleidern sah, die ihre Mutter aus den Kisten kramte. Sie hatte so sehr gehofft, wenigstens noch ein halbes Stündchen für ihren Verlobten herauszuholen, aber jetzt eilte unerwartlich, es würde wohl nichts daraus werden. Es nehm' ihr Schlug und das Ende immer noch nicht abzusehen war, ließ sie sich entmutigt auf einen Stuhl sinken, um auszuruhen. Ihr Fuß schmerzte und eine tiefe Niedergeschlagenheit

über sie. Sie schloß ihre Augen. Wie Angst über sie: Sie war so wunderlich. Stunden verlebendür, wer konnte es, wie es an neuen Orte? — Daß es doch Wicht sollte, war ein Trost. Es war ja herrlich, mit Alchim umherzuwandern. — OffenenAuges sah sie in den Abend. Der Himmel war ganz eingefärbt. Eine Wolke stand im Osten, aus der Sonne wie ein glühendes Auge herausblühte. Vögel flogen still tief an. Es wird

etwas Wetter geben, dachte sie, — nun, sie würde nicht mehr betroffen werden. — Es klopfte. Ellen schrak zusammen. „Ja“, rief ihre Mutter. „Gut. Ein Vistjunge steckt den Kopf in das Zimmer.“ Herr Thorstein bittet dringend, das gnädige Fräulein zu dürfen“, bestellte er. Alchim sprang Ellen auf. Verfloren war alle Müdig-

keit und alle trüben Gedanken. „Darf ich?“ fragte sie ihre Mutter, aber sie war schon fast an der Tür.

Frau Randow nagte unmutig an ihrer Unterlippe. „Was will ich dagegen sagen? Wir werden es auch allein schaffen, meinen Sie nicht, Henriette?“

„Gewiß, gnädige Frau, sechs Koffer sind fertig.“

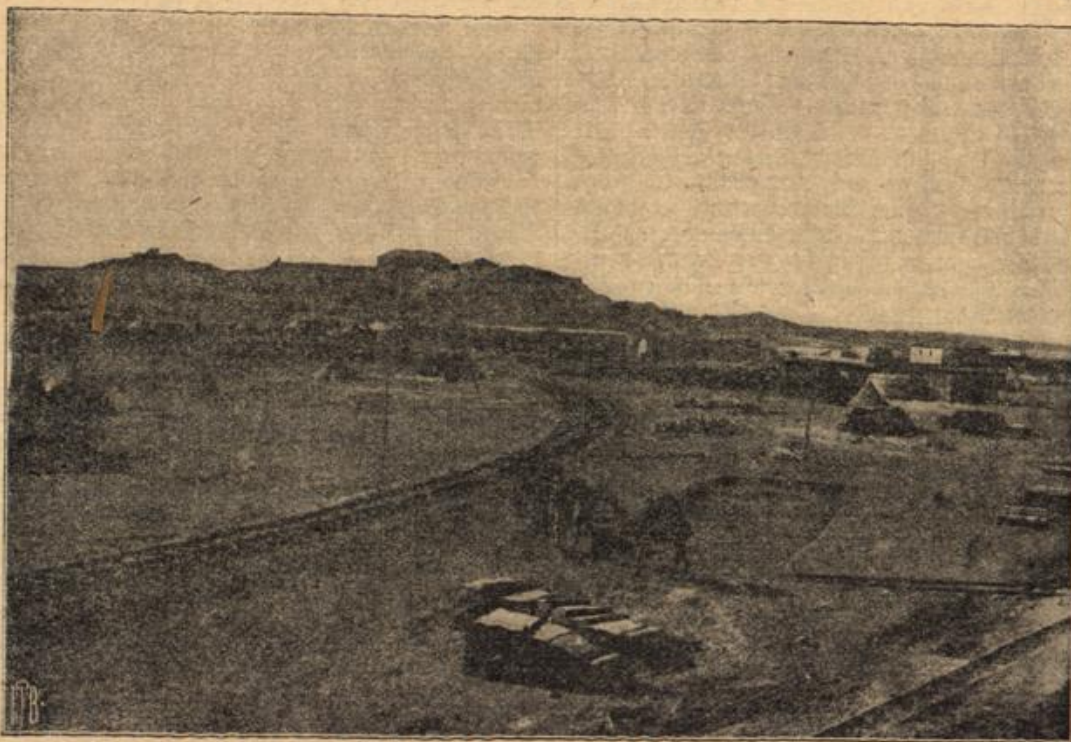
„Ich gehe also!“

Nie würde Frau Randow das strahlende Lächeln vergessen, mit dem Ellen aus dem Zimmer ging. Vor der Tür bedeutete ihr der Junge, daß Herr Thorstein im Gesellschaftszimmer warte. Das wunderte sie, er war sonst so lustig. Sie benutzte den Aufzug, weil der Fuß ihr wirklich sehr weh tat. Im Augenblick war sie unten. Als der Junge die Tür öffnete, wollte ein Herr an ihr vorüber, um sich nach oben fahren zu lassen. Ihre Blide trafen sich. Schreckhaft weineten sich die Augen des jungen Mädchens. Mit schweren, müden Schritten schleppte sie sich nach der Richtung, in der das Gesellschaftszimmer lag. Sie war schneeweiß im Gesicht, als sie die Tür öffnete. Ihr Verlobter stand am Fenster. Seltamerweise kam er ihr nicht entgegen, was ihr trotz des eben gehalten Schreckens dumpf zum Bewußtsein kam. Seinen Gesichtsausdruck konnte sie erst erkennen, als sie dicht vor ihm stand.

Er blinnte sie finster an, wie sie ihn noch nie gesehen hatte. Aber sie wunderte sich nicht darüber, sie erschrak auch gar nicht. Nach der Begegnung, die sie eben gemacht hatte, schien es, als sei alles in ihr totgeschlagen. Müde ließ sie sich in einen Sessel sinken. Sie wartete. Thorsteins Blick schien ihr bis auf den Grund ihrer Seele dringen zu wollen. Schmerzlich schüttelte er den Kopf.

„O Ellen, warum warst du nicht offen zu mir?“ brach er plötzlich aus. „Wie habe ich dich gebeten!“

Nun zuckte sie doch zusammen. Ihr Kopf neigte sich, wie betäubt von dem Schlage, der unerwartet darauf gefallen. „Du hast Heubach gesprochen?“ fragte sie matt.



Eine von den Türken während des Kriegs erbaute Wüstenbahn mit Etappenstation, auf dem Hügel ein deutsch-türkisches Lazarett. Leipziger Pressebureau.

„Es ist also wahr? O, ich Gott, der ich glaube, dein Vertrauen zu besitzen!“ Will sagte er mit beiden Händen an den Kopf. Er drehte das Gesicht nach dem Fenster, um ihr den Ausdruck des Schmerzes, der in ihm tobte, zu entziehen. So verharren sie eine ganze Weile im Schweigen.

Endlich begann Ellen mit ganz fremder, spröder Stimme: „Ich weiß nicht, was er dir gesagt hat. Aber es tut mir leid, daß du ihn zuerst gehört hast, — doch das ist nun nicht zu ändern.“

Langsam drehte er sich um. „Du kannst natürlich sagen, ich hätte dich selbst am Sprechen verhindert“, begann er kalt. Aber dann fiel sein Blick auf ihr kleines, blaßes Gesichtchen, in dem die Augen mit dem todtraurigen Ausdruck fast übernatürlich groß erschienen. Da war es ihm unmöglich, in dem Tone fortzufahren. „Ich bin nicht dein Richter, Ellen“, sagte er sanfter, „aber du hättest wissen müssen, daß es Dinge gibt, die man nicht unbesprochen lassen darf. Und —“ seine Stimme klang wieder hart, „das hätte vor allem dein Vater wissen müssen.“

Sie stand langsam auf. „Du willst, wenn ich dich recht verstehe, sagen, daß du — daß wir —“ sie räusperte sich, wie um ihrer Stimme mehr Festigkeit zu geben, „daß du dich nicht mit mir verlobt haben würdest, wenn du gewußt hättest.“

„Was ich heute weiß? Wie soll ich das sagen? Du vergißt, daß eine Sache ein ganz verschiedenes Aussehen haben kann, je nachdem, von welcher Seite man sie ansieht. Hätte dein Vater offen mit mir gesprochen, so wäre uns diese Stunde erspart geblieben, das ist gewiß. Statt dessen hat er, haben deine Eltern gesüßlich alles verminnen, was mich hätte stutzig machen können. So manches kommt mir in die Erinnerung, was jetzt eine ganz neue Beleuchtung erfährt.“ Er brach ab, denn der Ausdruck von Qual in Ellens lieblichen Zügen war so stark, daß sein Herz vor Mitleid springen wollte. Und doch: er durfte jetzt nicht schwach sein, das war er sich, das war er schließlich ihr schuldig.

Einen Augenblick fühlte sie sich versucht, ihm in die Erinnerung zu rufen, wie schwach, wie elend sie sich gefühlt hatte, und wie er selbst sie am Sprechen gehindert hatte. Aber er hatte ja recht, tausendmal recht! Was er aussprach, war nur, was sie selbst empfunden hatte, und es war müßig, darüber zu streiten. Traurig wandte sie sich zum Gehen. Sie hatte schon fast die Tür erreicht, als seine Stimme sie zum Stehen zwang.

„Wo willst du hin? Was hast du vor?“
„Nichts.“ Eine Welt von Hoffnungslosigkeit schien in dem einen Wort zu liegen. „Leb wohl, Achim.“

Ihm war, als müsse er ihr nachstürzen, sie mit beiden Armen zurückhalten, aber der Jurist in ihm hielt ihn davon zurück. Nichts überreden! war sonst sein Grundsatz gewesen, und das eine Mal, wo er davon abgewichen war, hatte sich bitter gerächt. Hätte er die Antwort des Justizrats abgewartet! — wer weiß, wie alles gekommen wäre! So aber war er in blinder Verliebtheit in die Falle gegangen, die ihm von seiner schlaun Schwiegermutter gestellt worden war. Und dennoch war es ihm unmöglich, seine Gedanken von dem blaffen Mädchenantlitz zu lösen. Als ob sie bis in die Seele getroffen wäre, hatte Ellen ausgesehen. Eine Stimme begann sich in ihm zu regen, die ihm immer deutlicher zurante, daß Ellen nicht zu verdammen sei. Was wußte sie davon, wie man unter Männern über solche Dinge dachte? Und sie hatte tatsächlich den Versuch gemacht, mit ihm sprechen zu wollen. Seine Ritterlichkeit, die nie weniger am Plage geendet war, als in diesem Falle, hatte sie daran gehindert. Seine Härte war ihr gegenüber also mindestens übertrieben. Anders lag der Fall ihrem Vater gegenüber. Er wäre ihm unter allen Umständen Offenheit schuldig gewesen, das würde er ihm auch mit aller wünschenswerten Deutlichkeit sagen, und zwar so bald als möglich. Herrgott — da war ja nun die veröfentlichte Keise! Wann sollte er denn diese Angelegenheit ordnen? Ungebuldig riß er den Brief des Justizrates aus der Tasche, um ihn nochmals zu lesen.

„Mein lieber, junger Freund!“

Verzeihen Sie, wenn meine Antwort auf Ihren Brief sich etwas verzögert hat; Sie wissen, ich bin kein großer Briefschreiber vor dem Herrn. Und ich wollte Ihnen die erbetene Auskunft über Familie Randow gleich mittheilen. Etwas in Ihrer Frage schien darauf hinzuweisen, daß Ihnen viel daran lag und zwar, wenn ich Sie recht verstand, weniger an den pekuniären als an den übrigen Verhältnissen. Die ersteren sind I a, wie ich gleich vorausschicken will. Ich nehme wohl nicht mit Unrecht an, daß Ihr Interesse hauptsächlich der schönen Tochter galt. So kann ich nur hoffen, daß meine Warnung nicht schon zu spät kommt. Denn, was ich erfahren habe, ist so, daß ich nur ra-en kann: hüte dich!“

Fräulein Randow hat einen oder zwei Winter hindurch eine große Rolle in der Berliner Gesellschaft gespielt, und es ist eigentlich erstaunlich, daß Sie sie niemals getroffen haben. Sie galt für sehr tofett — nun, das wird einem ungewöhnlich schmerz-

Mädchen bald angehängt; da spielen Reich und Mißgunst eine verhängnisvolle Rolle. Das brauchte Sie also nicht zu machen. Auch schließlich nicht der Umstand, daß sie mit dem jungen Heubach verlobt war — Sie erinnern sich, dem Sohne des Baumeisters, der bei der Debarung von Heinrichsee gesamtes Vermögen verlor. Aber daß sie daraufhin die Lobung löste, gerade in dem Augenblick, als alles unter Bedauerenswerten zusammenbrach, wird allein schon ein schieben schlechtes Licht auf den Charakter des Mädchens werfen haben. Er soll dann bei ihr gewesen sein und sie häufig angefleht haben, ihn nicht zu verstoßen. Sie schien jedoch hart und ungerührt geblieben zu sein, so daß er wohl den Entschluß faßte und ihr drohte. Wer weiß — vielleicht gab es Eshüllungen, die sie fürchten mußte; etwas derart muß es gewesen sein, denn als sie sich nicht mehr zu helfen wußte, sie sich vor seinen Augen aus dem Fenster gestürzt. Sie konnte sich denken, welch unliebsames Aussehen die Geschichte in Betracht, und daß man seinem Mame, mit dem man es gut meinten könnte, ein Mädchen, über das schon so viel geredet worden ist, der hiesigen Gesellschaft als seine Frau vorzustellen.

Fräulein Randow hatte übrigens nach ihrem romantischen Sprung aus dem Fenster einen vollkommenen Nervenzusammenbruch, von dem sie erst kürzlich genesen sein soll. Auch das schließlich einem vorsichtigen Manne zu denken. . .

Entsetzt faltete Achim Thorstein den Brief zusammen. Schreck betraf geschäftliche Mittheilungen, die an der Größe und Bedeutung der anderen Angelegenheit gemessen, klein und langlos wurden. Er war in Berlin genügend erfahren, um wissen, was man auf dies „er soll“ — „sie scheint“ geben sollte. Aber, wenn er auch alles strich — der Sprung aus dem Fenster blieb und ebenso die nachfolgende Nervenkrankung. In beiden Tatsachen hätten ihm nach seinem Empfinden unter keinen Umständen verheimlicht werden dürfen. Leute wie Herr und Fräulein Randow, die die Welt kannten, mußten wissen, daß kein Mädchen wünschen konnte, sein Geschick dem eines Mädchens zu verbinden, das tage- oder wochenlang der Gegenstand eines Aaißches gewesen ist, dessen Namen vielleicht durch die Zeitungen geschleift worden ist mit allen möglichen und unmöglichen Kommentaren!

Immer tiefer steigerte er sich hinein in selbstquälerische Phantasien, die ihm ausmalteten, wie man in Berlin über seine Begehrtheit haben mochte. Ein bitteres Lächeln kränkelte Lippen, als er an den übertriebenen Wert, den Frau Randow auf das Urteil der Leute legte, dachte. Sie würde wissen, wann

Entschlossen hob er den Kopf. Nein, kein falsches Mitleid durfte ihn veranlassen zu einer Milde, die kein Mensch verdienen konnte. In seiner Stellung war es ganz ausgeschlossen, eine Frau heimzuführen, mit der er nicht frei und offen vor der Welt treten konnte. Und das — sein Herz zog sich schmerzhaft zusammen — würde er mit Ellen nimmermehr können!

Es war längst ganz dunkel geworden. Von der Straße her fiel der Schein einzelner Laternen. Gigantisch zeichneten sich Berge gegen den Himmel. Kein Mensch hatte das Zimmer betreten, durch das Achim Thorstein sich jetzt zur Tür tastete. Er wollte im Schlaf Vergessen suchen . . . Vielleicht fiel ihm morgen ein Ausweg ein.

Er würde an Schlafen wohl kaum gedacht haben, wenn auch nur die leiseste Vorstellung davon gehabt hätte, wie er Verhalten auf Ellen Randow gewirkt hätte. Mit schweren, müden Füßen war sie in ihre Stube geschlichen und hatte instinktiv den Riegel vorgeschoben. Es war, als hätten ihre Kräfte nur so weit gereicht, denn unmittelbar danach fiel sie zu Boden vom Sturm gefaßt. Eine tiefe Ohnmacht hielt sie stundenlang umfangen, und sie erwachte erst, als an ihre Tür geklopft wurde. Sie war viel zu müde, um zu antworten, und ihre Mutter, erwartet haben mochte, daß sie sich noch bei ihr für die Nacht verabschieden würde, schien sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß sie bereits schlief. Denn das Klopfen wiederholte sich, und Ellen hörte die Schritte sich wieder entfernen. Nach einer Weile, in der ihr ihr Unklug in seiner ganzen Größe zum Bewußtsein gekommen war, schleppte sich das unglückliche Mädchen zu dem Ruhebett am Fenster. Dort lag sie stunde um Stunde. Der Mond kam heraus und ließ sein Silberlicht auf die schlafende Erde träufeln, ihren trägerischen Mantel von Frieden und Ruhe scheinbar damit verklärend. Mit bitterem Lächeln gestand Ellen, daß wohl wenige Mädchen ihres Alters und in ihren Verhältnissen so klar bis auf den Grund zu schauen vermochten, wie sie, die Bielsbenedite! Wieviele Herzen mochte es geben, zur Stunde in Wahrheit in Frieden waren mit sich und der Welt! Ihre Gedanken schweiften, sie dachte zunächst kaum an sich selbst. Das Übermaß des neuen Unglücks schien die Empfindung in ihr abgestumpft zu haben. Ganz klar vermochte sie es, ihren Betrachtungen hinzugeben. Nur tief innen, gleichsam im

dem Bewußtsein verborgen, bohrte der Schmerz. Sie wußte, würde ihn tragen müssen. Auch die letzte Hoffnung, Achim zu einer anderen Beurteilung der Angelegenheit kommen, mußte schwinden angesichts der Erkenntnis, daß dies gar nicht ihrem eigenen Wunsch liegen dürfte. Ihr tief gedemüthigter Schmerz verbot es ihr, zu wünschen, wo sie nur noch unter dem Schutze ihrer Selbstachtung hätte wünschen können. Wenn die Tage, in denen sie ihm so manchen Einblick in ihr Inneres gestattet hatte, ihm keine andere Meinung von ihr hatten beibringen können, was sollte ihr da der Rest, der nun noch blieb? Ihr Herz, als sei ihr Herz gestorben und hinge tot und kalt in ihrer Brust. Wie sollte sie das Leben ertragen?

Schauernd schloß sie die Augen, um der Vorstellung dieses schrecklichen und ziellosen Daseins zu entfliehen. Fieberschauer schüttelten sie plötzlich. Der Gedanke an ihre Eltern, solange zurückdrängt, ließ sich nicht mehr bannen. Ihr Kopf wühlte sich in Rissen, als ob sie dadurch der Pein entkommen könnte, daß sie vor ihr verbarg. Und endlich kamen die erlösenden Tränen. In diesen Fluten kamen sie unablässig — stundenlang. Ellen hätte sterben mögen, sich auflösen in ihrem Kaffee, um allem Leid entsetzt zu sein. Entsetzen bäumte sich in ihr auf, wenn sie sich ausmalte, daß sie Wochen wie die, die sie damals nach ihrer Entbindung hatte durchkosten müssen, noch einmal sollte erleben müssen. Als die kurze Sommernacht zu Ende ging, hatte sie kein Auge geschlossen. Ihre Eltern starrten sie erschrocken an, als sie sich zu sehr früher Stunde im Frühstückszimmer trafen. Sie war geisterhaft bleich, ihre Augenlider geröthet, und man hätte ihr ohne Versicherung geglaubt, daß ihr nicht gut sei. Niemand wagte zu fragen. Stumm tranken sie ihren Kaffee und — warteten. Gerhard stand ein paarmal auf und ging hinaus, um geistlich, um Anweisung wegen der Koffer zu geben. Endlich — war nur noch eine Viertelstunde bis zum Abgang des Tages konnte er seine Unruhe nicht mehr meistern.

„Wo bleibt Achim?“ fragte er seine Schwester. Ellen stand vor dem Spiegel und band sich den Schleier um. So konnte sie nicht sehen, wie sie noch um einen Schein bleicher wurde.

„Ich weiß es nicht“, flammelte sie kaum hörbar.

„Ob ich ihn rufe?“
„Nein — o nein“, rief sie rasch und hielt ihn am Armel fest. Er und Frau Randow traten unwillkürlich näher heran. „Er wird wohl nicht kommen. Ich glaube, er hat Heubach gesprochen“, sagte sie langsam und sah auf ihre Mutter. Eine unbewusste Anklage lag in ihrem Blick. Einen Augenblick stand die kleine Gruppe, wie vom Donner gerührt. Frau Randow war die sich zuerst fasste.

„Es ist höchste Zeit“, sagte sie, „und wenn die Sache so liegt, werden wir auf keinen Fall den Zug versäumen. Das möchte ich ein niedliches Gellatsche geben.“

Ihr Mann faßte sie zornig am Arm. „Frau“, fuhr er sie an, „wird denn ewig nur das Gerede der Leute für dich maßgebend sein?“

Im Sturmschritt eilten sie die kurze Strecke zum Bahnhof, ohne ohne daß bald der eine, bald der andere sich vorsichtig umschah: Achim Thorstein mußte ja kommen!

(Fortf. folgt.)

Schillers Jungfrau von Orleans

als Vorbild der nationalen Begeisterung in heutiger Zeit.

Skizze von Eugen Peterson. (Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1800. Die Schlacht von Marengo war eben geschlagen (am 14. Juni) und eine neue Weltordnung andigte sich an:

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein,
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein . . .
Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke seinen eh'nen Segen
In die Woge der Gerechtigkeit.

Da, als das deutsche Vaterland in seinen Fugen trachte, unter ihm es Schiller, seinem Volke auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ein Bild der ausopfernden Liebe zum Vaterland vorzuführen; mahnen sollte es, festzuhalten an ihm mit ganzem Herzen, tröstlich ermutigen andererseits, nicht zu verzagen in der ersten Noth, denn, wenn das letzte Schicksal naht, ist der Retter nicht fern! Um seine Mahnung so recht wichtig, gewaltig zu gestalten, entlehnte der Dichter dieses Bild gerade dem Volke, dessen siegreiche Waffen eben angingen, das alte deutsche Reich Trümmer zu schlagen.

Und heute, nach über hundert Jahren seit jener Zeit, ist es wiederum das französische Volk im Verein mit Verbündeten, welches Deutschlands Erbthron und geistiges Wahren mit scheelen

Augen ansieht und danach trachtet, wie ganz besonders auch England und Rußland, zu erniedrigen und zu teilen.

Wieder, wie damals klangen Schillers begeisterte Worte, die er der Jungfrau von Orleans, als Retterin ihrer Vaterlandes in den Mund legt, uns begeistern, wenn es in den heutigen schweren Zeiten einer Begeisterung bedurfte. Hat doch das deutsche Volk wohl noch nie in den letzten vierzig Jahren so einmütig eingestimmt und zugestimmt allen berechtigten Forderungen zur Erhaltung und Größe des geliebten deutschen Vaterlandes.

Heute tritt uns die brennende Liebe des Mädchens von Domremy in ganz besonderem Lichte vor Augen und es ist deshalb nicht uninteressant, das Verdienst um nationale Begeisterung in diesem Bilde zu erwägen.

Die Begeisterung, die Schiller mit diesem Drama angefaßt hat, zeitigte weittragende Folgerungen: Denn schon im Jahre 1813, als der Kampf um die nationale Unabhängigkeit begann, waren es deutsche Frauen, die den Bürgerinnen von Orleans des Jahres 1429 nicht nachsehen wollten. Sie opferten alles für die Rettung des Vaterlandes. Und so lange wurde gestritten um die heilige Sache, bis die Eindringlinge zurückgeworfen waren.

Die erste Anregung zu diesem Werk gab Schiller allerdings ein französisches Werk und zwar de l'Averdy's Ausgabe von 28 Handschriften aus den Prozessen. Die geschichtlichen Werke, die seit Schiller in Frankreich erschienen sind, bilden wahrhafte Denkmäler für die „Jungfrau“. Das gründlichste ist die vollständige Sammlung aller bezüglichen Dokumente, welche Jules Guichard herausgegeben hat. Die begeisterte Erzählung hat Jules Michelet gegeben. Voltaires Gedicht „la pucelle“ hat die Geschichtsschreibung vollständig vernichtet, und was französische Dichter seitdem über das Thema geschrieben haben, ist ohne Bedeutung. Erwähnt sei nur ein Epos in zwölf Gesängen, betitelt: „Jean d'Aro on la delivrance de la France“, das im Jahre 1857 ein Gymnasiallehrer zu Tontoy im Departement Robien, namens Duval, herausgegeben hat. Vierzig bis fünfzig Jahre seines Lebens hat derselbe diesem Epos, in dem u. a. eine farbenreiche Schilderung der Voire enthalten ist, gewidmet. So sehr man auch dem waderen Lehrer, der seine Ruhestunden mit so idealem Streben ausgefüllt hat, Anerkennung zollen muß, so muß man doch bekennen, daß dieser Stoff in seiner einfachen, geschichtlichen Wahrheit poetischer als alles ist, was die Einbildungskraft erfinden kann.

Dies nur als Zwischentwort. Es dürfte jedoch von ganz besonderem Interesse sein, über die Jungfrau von Orleans und über die Teilnahme an dem Krieg, die der heutigen Begeisterung edler Jungfrauen gleicht, etwas zu erfahren. Sie ist am Dreikönigstag am 6. Jan. 1412 im Dorfe Domremy am linken Ufer der Maas und nicht in Lothringen, das ja damals zum Deutschen Reiche gehörte, geboren. Von ihrer Mutter Isabelle geb. Romée wurde sie still und fromm erzogen und war oft Zeuge, wie sich die Kinder des Dorfes für die Sache ihres Königs mit denen des nahen Dorfes Mayen schlugen, das zu Burgund, d. h. damals englischen Partei, hielt. Ihr Vater Jacques war Bauer. Ob sie als Kind die Herde geweidet, kann aus ihren eigenen Aussagen nicht festgestellt werden. Sie soll nie das Vieh gehütet haben; weshalb der Beiname Schäferin wohl nur als poetischer Schmud angesehen werden kann. Wohl aber erklärt sie im Verhör zu Rouen, daß ihre Mutter sie nähen gelehrt habe und daß es in ganz Rouen wohl keine Frau gäbe, die sie hierin übertriffe. Lesen und Schreiben konnte sie nicht, religiösen Unterricht erhielt sie von ihrer Mutter, wurde jedoch ohne Frömmelkeit erzogen. Sie soll ein besonders warmes Herz für ihre Mitmenschen besessen haben, pflegte die Kranken und nahm sich der Armen an; die Tiere ließen ihr zu und die Vögel pickten aus ihrer Hand.

Daß Legenden und Wundersagen auf ihre Einbildungskraft eingewirkt haben, ist wohl anzunehmen; es ist z. B. möglich, daß der Gedanke an die heilige Ampel zu Reims sich früh ihr einprägte. So hat besonders eine alte Prophezeiung des Zauberers Merlin, daß durch eine Frau Frankreich zugrunde gegangen sei und durch eine Jungfrau wieder gerettet werde, auf sie einen großen Eindruck gemacht. Hiezu gesellten sich die Schrecken des Krieges. Anne Fluchlinge kamen ins Dorf, Johanna gab ihnen ihr Bett und schlief auf dem Getreideboden. Einmal mußte auch sie mit Eltern und Nachbarn vor den Kriegshorden fliehen und zwar nach Neuchateau in den Bogenen. Als sie nach einigen Tagen heimkehrte, war das heimatliche Dorf verwüstet, das Haus geplündert, die Kirche ausgebrannt. Sie empfand das Barbarische des Krieges, aber auch den Hohn, wenn man ihr vorwarf, es helfe ja doch nichts, daß sie so oft zur Kirche gehe. Eine träumerische Frömmigkeit berührte ihr Herz. Sie lauschte gern dem Geläute der Gloden oder verweilte im Garten in stiller Andacht. Vielleicht hat sie unter den Figuren der nahen Kirche den Erzengel Michael gesehen, wie er den Drachen zertritt, vielleicht auch die heilige Margarethe, die den Teufel in Gefaß

eines Drachen erblickt und ihn mit dem Zeichen des Kreuzes in die Flucht schlägt und dann Männertracht anlegt.

Es sei ihr auch, so berichtet man, als sie zwölf Jahre alt geworden, der Erzengel Michael in einer Helle, angetan mit Flügeln und in der Gestalt eines braven, frommen Mannes erschienen, und dürfte dies die einzige bekannte physische Tatsache sein, auf die man sich stützen kann, wenn man eine natürliche Erklärung dieser wunderbaren Geschichte sucht. Jedenfalls hat Johanna die Schwäche des Weibes nicht gekannt; sie wuchs, wurde kräftig und schön, so daß der roheste Kriegermann sich vor ihr zulezt verschämt neigte. Aber sie blieb ein Kind, das Seelenleben verzehrte in ihr das leibliche und hemmte dessen gemeine Regungen.

Ihr Geist reifte ebenfalls und immer deutlicher sprach zu ihr, als sie das Elend ihres Vaterlandes ansah, die Stimme: „Johanna, eile dem König von Frankreich zu Hilfe und du wirst ihm sein Königreich zurückgeben. Die heilige Katharina und die heilige Margarethe werden dir beistehen.“

Das Rätsel solcher Erscheinungen soll hier nicht näher beleuchtet werden. Genug, daß diese für Johanna entscheidend sein sollten.

Michelet sagt hierüber: „Sie schuf in der unendlichen Güte des sich aufopfernden weiblichen Herzens, sie schuf in aller Naivität und darum wurde ihre Schöpfung wirklich.“

Und nun begann in ihrem Innern ein fünfjähriger harter Kampf. Ihren traulichen Garten, die Nähe der heimischen Kirche, das liebegeordnete Geläute, die Mutter und alles, was ihr lieb geworden, sollte sie verlassen, der inneren Stimme folgend. Sie, die schon bei jedem lauten Wort errötete, sollte nun hinaus in das rohe Kriegstreiben unter die Männer und Soldaten. Und, was sie besonders schmerzte, ihrem Vater, einem rechtschaffenen, durch die Arbeit gehärteten Mann, untreu werden?

Man verfuhrte, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, sie zu verheiraten. Ein junger Mann aus dem Dorfe brachte vor, sie habe ihm schon früher die Ehe versprochen. Sie verteidigte sich vor Gericht und behielt recht.

Um ihr Ziel zu erreichen, überzeugte sie ihren Oheim, einen Bruder ihrer Mutter. Dieser gab vor, eine Hilfe zu benötigen und nahm sie mit sich. Die Eltern gaben es zu, nichts wissend von ihrem festen Entschluß, forthin nur ihrem Vaterland zu dienen. „Und hätte ich hundert Väter und hundert Mütter gehabt, und wäre ich Königs Tochter gewesen, da es Gott gebot, mußte ich fort“, hat sie zu Rouen vor Gericht gesagt. Sie erklärte

auf die Frage des Richters, wer denn ihr Herr sei, auf der Stimme hin sie dies tun zu müssen glaube, „Gott ist es.“ sehr war sie von ihrer göttlichen Mission überzeugt.

Dieses fromme Vertrauen, ihre so rührend gläubige Hingabe bewegte das Volk zur Begeisterung.

Sie zog mit obrigkeitlicher Erlaubnis mit zwei Begleitern die ihr gestellt waren, am 20. Februar 1429 mitten in das von Kriegsbanden unsicher gemachte Land hinein, aber begleitet von den Gebeten und Segenswünschen des Volkes, nachdem vorher noch ihre Eltern brieflich um Verzeihung gebeten hatten.

Sie wollte jetzt gehen, ihrem Vaterland, ihrem Volk gehorchen.

Von jetzt ab trug sie nur männliche Kleidung; das anschließende Land war der harte Schuß der Weiblichkeit. Überall bewahrte sie die gleiche Reinheit.

Sie ging sie die Loire. Am

März 1429 kam sie in Chinon an.

Hier hielt der König.

Man zögerte einige Tage, bis man

empfangen. Der König fürchtete, sich dem

Empfang des Mädchens lächerlich machen. Seine Lage war verzweifelt.

Sie schien ganz verloren. Sollte er der göttlichen Sendung des

Mädchens trauen? Wenn sie mit bösen Mä

im Bunde stände.

Der Erzbischof von Reims, Kanzler

des Reiches, sah jedoch den Empfang

gern; dafür stimmten aber die

Baronen, deren Rat und der Herzog von

Alençon, der aus der Gefangenschaft befreit

hatte, sein von den Engländern besetztes

Herzogtum zurückzugewinnen.

Am 9. März wurde Johanna vom König

empfangen und zwar mit großer

Prunk. Wollte sie etwa außer

Bringung bringen? Am Abend; fünf

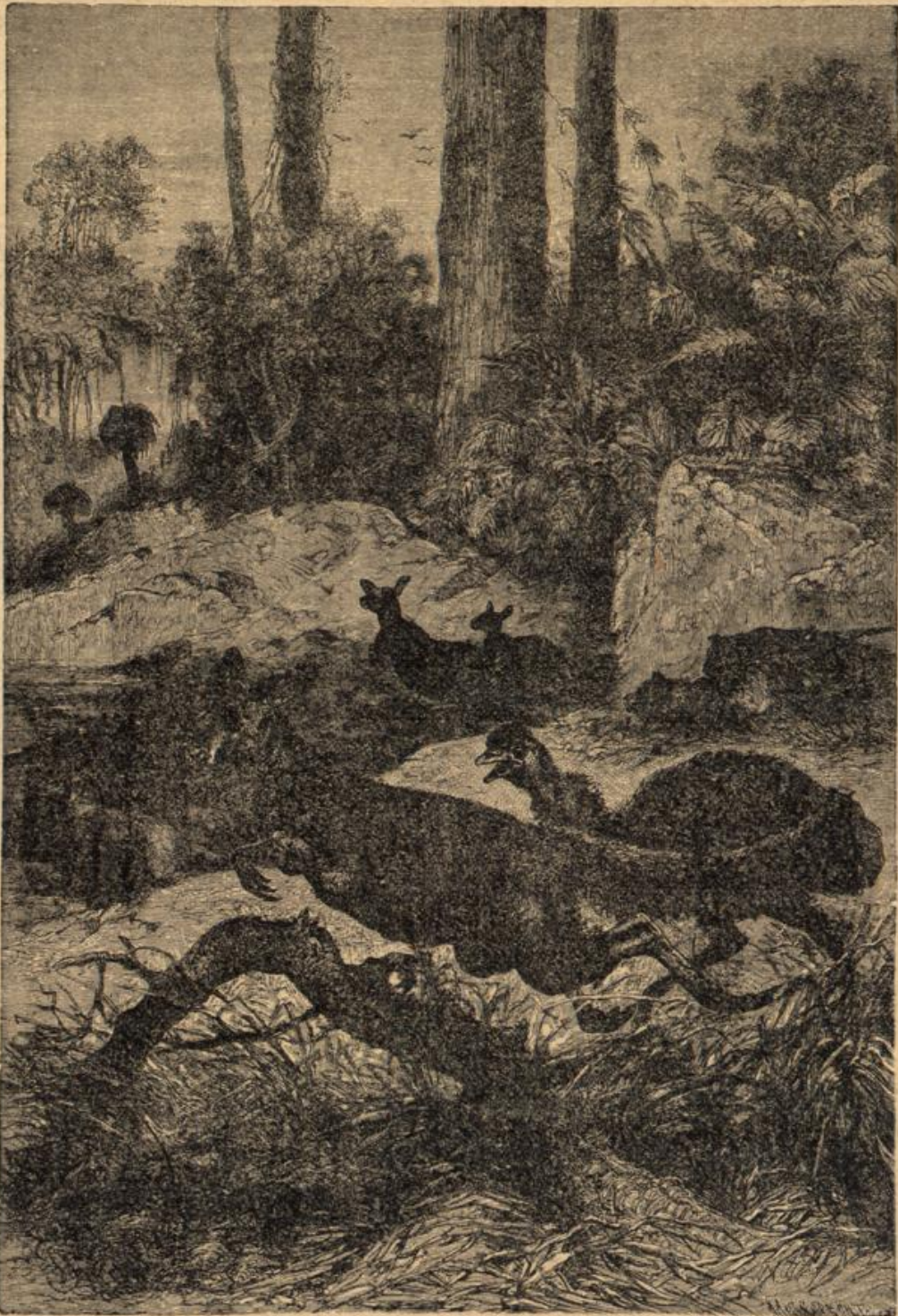
Fadeln erleuchteten die Saal, alle

Baronen und Ritter waren versammelt,

der war neugierig zu sehen.

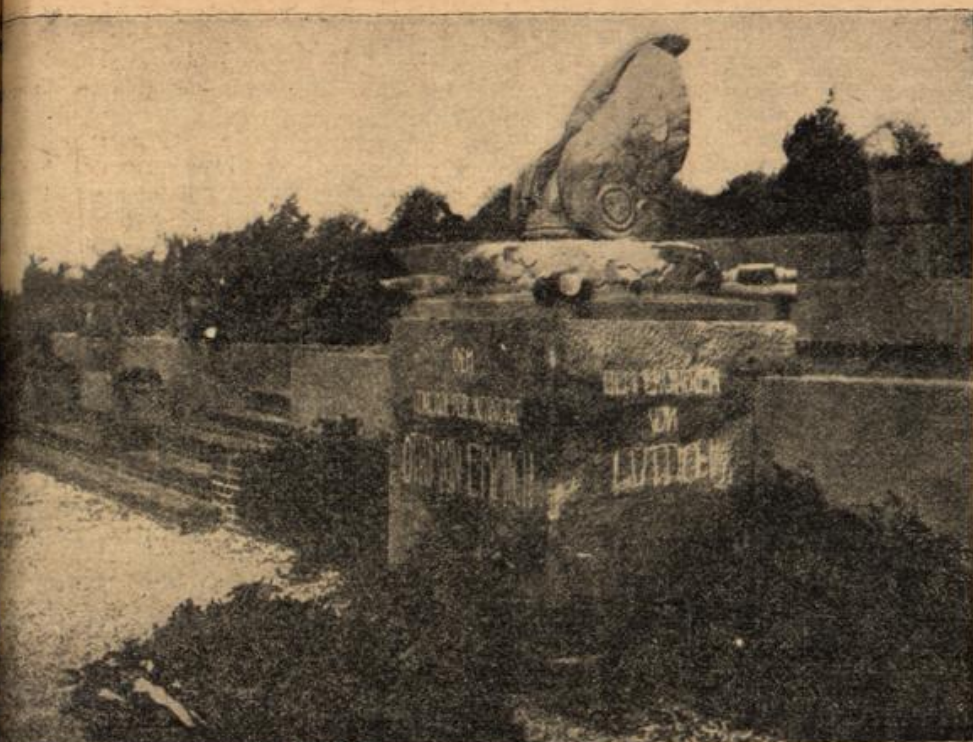
Sie trat ein, ein noch nicht achtzehnjähriges schönes Mädchen; bescheiden war ihr Auftreten vor der glänzenden Menge. Auf den ersten Blick erkannte sie den König aus den vornehmen Herren, unter die er sich absichtlich begeben hatte, und obgleich er anfangs leugnete, daß er der König sei, umfaßte Johanna sein Knie und sprach: „Edler Dauphin, mein Name ist Johanna, die Jungfrau; der König der Himmeln sendet Euch kund durch mich, daß Ihr in der Stadt Reims gekrönt werden sollt, und daß Ihr der Statthalter des Königs der Himmeln, der da ist der König von Frankreich, sein werdet.“

Der König nahm sie beiseite. Hier hatte sie das Geheimnis seines Herzens erforscht und ihn über die Rechtmäßigkeit seiner



Im australischen „Busch“. (Mit Text.)

binge
leiter
as
egle
dem
hat
st ge
rlan
ehon
ab m
unli
as e
der
it
ie fa
t. U
e in
Um
am
t. G
ig d
e g
nan
St
g du
s W
ich
ie L
feli
rlon
ng b
s tr
e et
Näde
höf
ler
jede
g m
stim
St
Mun
og
r de
ange
on
ese
zum
cz m
om
en
gro
te m
er
t?
fünf
chte
le
er
st
igier
hitz
vor
und
Kön
ege
nig
iel
den
fi
igs
neim
se



Gedenkstein für General Entmich auf Vorkum. Berl. Ill. Ges. m. b. H. (Mit Text.)

burt beruhigt. „Von meinem Herrn sage ich dir, daß du der Erbe Frankreichs und Sohn des Königs bist.“

Einige Verwirrung entstand. Man wurde abergläubisch, man dachte den Worten der Jungfrau nicht ganz. Die Geistlichkeit, Professoren der Theologie sollten entscheiden. Mit aller Einfachheit und einer Größe, die alle ergriff, erzählte Johanna ihre Geschichte. Da fragte sie ein Dominikaner: „Wenn Gott Frankreich retten will, braucht er doch keine Kriegerleute.“ — Ruhig und ohne alle Verwirrung antwortete sie: „Mein Gott, die Kriegerleute werden sich schlagen und Gott wird den Sieg verleihen.“

Alle Gelehrsamkeit ward zu nichts an dieser gotterfüllten Einfachheit. Sagt doch der Dichter der Jungfrau von Orleans selbst:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfachheit ein kindlich Gemüt.“

fertigen ließ und von dem ihr bekannten Maler Poulvoit auf der einen Seite Lilien, auf der andern Seite Gott malen ließ, wie er auf einem Regenbogen mitten in den Wolken sitzt und die Welt hält, vor ihm zwei Engel von denen der eine ihm eine Lilie entgegenhält, darunter die Worte „Jesus Maria“. — Eine Nachbildung dieser Fahne wird alljährlich in Orleans zum Feste der Jungfrau getragen.

Jetzt galt es nur noch, das Heer zu reinigen. Die Soldaten waren in dem langen Krieg verwildert. Die Kriegerleute fluchten, die Jungfrau verbot es und verlangte, daß sie beichteten. Die wilden Tiere wurden zahm wie Lämmer und gehorchten. Dann ließ sie in dem lachenden Gelände des Voiretals unter dem milben Himmel der Touraine einen Altar aufstellen und nahm mit den Kriegshauptleuten das heilige Abendmahl. Wie gut wäre es, wenn in dem heutigen Völkertoben die Franzosen und wohl auch ihre

geteilt, was ja zum größten Teile auch bekannt ist, daß, weil auch die Schwiegermutter des Königs, die Königin von Sizilien kund tat, daß sie an die Reinheit der Jungfrau glaube und an die göttliche Sendung, diese ausgerüstet wurde und von Chinon nach Tours zog, woselbst sie sich eine Fahne von weißem Leinen an



Bürgermeister Dr. Schwander, Straßburg i. E. Leiter des neuen Reichswirtschaftsrats.



Prinz Friedrich Sigismund von Preußen. (Mit Text.)

Wie überall, so siegte auch hier die Stimme des Volkes. Frauen und Mädchen besuchten sie und alle vergossen Tränen, wenn sie mit ihr gesprochen hatten und riefen aus: „Des Mädchens Name ist von Gott gesandt!“

Sie setzte es sogar durch, daß sie durch einen Schriftgeboten nach England schreiben durfte und die Engländer zu fordern, von Gottes wegen ihr Land zurückzuführen.

Es würde zu weit führen, weitere Einzelheiten hier aufzuführen; der Raum gestattet es nicht. Nur so viel sei hier mit-



Aus dem Westen: Pioniere beim Hürdenbauern. Berl. Ill. Gesellschaft m. b. H.

Bundesgenossen dem Beispiel der Jungfrau und dem deutscher Fürsten und Heerführer folgen würden. Hätte Frankreich heute noch religiösen Sinn, vielleicht wäre es im Heere besser bestellt.

Durch diese sittliche Zucht, die die Jungfrau den Soldaten beigebracht, wurde das Heer mit Kraft und Zuversicht erfüllt und wieder siegesfähig gemacht.

Wie es nun weiter ging und Johanna ihr Mission erfüllte, ist bekannt, obwohl noch manche Schilderungen von Interesse wären.

Es sollte nur gesagt werden, daß gerade in diesen Tagen es sich wieder zeigt, wieviel wir unserm großen Dichter zu danken haben, der es so herrlich verstanden hat, wahre Begeisterung für alles Große, Edle und Schöne im Volke zu wecken, und wie ein jeder Gedentag aus seinem Leben uns zu neuer Verehrung für ihn anspornt, wie aber andererseits gerade dieses Werk jung und alt so recht mahnt, zu unwandelbarer Treue und Liebe zum Vaterland, zum tatkräftigen Einsetzen der ganzen Kraft für des deutschen Volkes Wohl. Was Jeanne d'Arc für das französische Volk seinerzeit getan, mag ein leuchtendes Vorbild in diesen Tagen uns sein.

Nun, die deutschen Frauen und Jungfrauen zeigen sich ja als ganze Persönlichkeiten in diesen schweren Tagen. Und wenn sie auch kein scharfes metallnes Schwert führen und hiemit vorangehen und Truppen aneifern zum Kampfe für Wahrheit und gerechte Interessen ihres geliebten Vaterlandes. Sie schaffen im Hause und regen die Hände ohne Ende, bis oft in die Nacht hinein, sie stricken und nähen, sie pflegen, wo sie nur können und nützen auch so in so sinniger Art dem Vaterlande und den braven Kriegern draußen auf dem Schlachtfeld.

Ein Mädchenschicksal.

Von Paul Blü. (Nachdruck verboten.)

Fräulein Lina Hedwigs Privatschule wurde geschlossen. Die zehn kleinen Mädchen liefen jubelnd nach Hause. Und die Inhaberin und einzige Lehrerin des kleinen Instituts war allein. Sie öffnete alle Fensterflügel, daß die lachende Sonne in breiten Wogen hereinströmte, dann nahm sie ihre paar Lehrbücher und ging hinaus in den Garten, wo die alte Hanne, ihre treue Magd, bereits den kleinen Kaffeetisch gedeckt hatte.

Es war ein wunderherrlicher Tag. Der kleine Garten stand noch in üppiger Blüte und süßer Düste war die Luft voll.

Ermüdet und abgespannt ließ sich das Fräulein in dem Stuhl nieder und gab sich der wohlverdienten Ruhe und Erholung hin; wie träumend schloß sie einen Augenblick die Augen.

Und ein lauer Windhauch kam und wehte ihr Kühlung zu, und spielte sich neckend und lösend mit den blonden Locken, und ganze Wogen schwerer Düste wehte er heran, denn die Rosen standen noch in der Blüte.

Ein Lächeln flog über ihr jugendliches Gesicht, ein stilles, glückselig zufriedenes Lächeln, und leise, fast hauchend, flüsterte sie: „Noch sind ja die Tage der Rosen.“

Da kam die alte Hanne und brachte den Kaffee.

„Fräuleinchen“, begann sie, „der Herr Amtmann war da, er wollte um halb fünf wiederkommen.“

Das Fräulein fuhr leicht zusammen, aber sie beherrschte sich und meinte dann leichthin: „Es ist gut, Hanne; wenn der Herr Amtmann kommt, dann führe ihn hierher, er wird wohl das Schulgeld für sein Marichen bringen wollen.“

Die alte Hanne nickte nur, aber ganz heimlich lächelte sie doch, — sie wußte, weshalb der Herr Amtmann so oft kam.

Als das Fräulein wieder allein war, stand sie auf und ging hin und her, um ihre Ruhe wiederzufinden.

Fast hörbar laut klopfte ihr Herz. Sie ahnte, was der Amtmann heute wollte. Längst hatte sie es ja gemerkt, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Seine vielen Besuche, für die er immer einen neuen Vorwand erfunden hatte, seine vielen, kleinen Aufmerksamkeiten und Artigkeiten, — o, sie wußte genau, was er von ihr nun wollte, denn gestern schon hatte er Andeutungen gemacht. Ganz ruhig überlegte sie nun —

Er war dreißendvierzig Jahre. Seine Verhältnisse waren glänzend. Aus der ersten Ehe war nur ein Kind, ihre Schülerin Marichen. Er war ein stattlicher Mann, gutherzig und gebildet, und er liebte sie. Das alles wußte sie. Er war eine sogenannte glänzende Partie für sie, das arme Lehrfräulein, die allein und verwaisst da stand. Tausende beneideten sie um das Glück. Und dennoch krampfte sich ihr Herz zusammen, wenn sie daran dachte, daß sie keine Frau werden sollte. Sie liebte einen andern, aber dieser war drei Jahre jünger als sie, und er schien es noch immer nicht zu merken, wie innig sie ihn liebte.

Wieder schloß sie die Augen und träumte ein paar seltsame Minuten von ihrer Liebe — und wieder kam der laue Windhauch und wehte ihr Düfte, süß und schwer, entgegen — und wieder flüsterte sie leise: „Noch ist die blühende Zeit!“

Da hörte sie die Gartentür klopfen. Schnell richtete sie sich auf. Er kam. Jetzt galt es, hart zu sein.

Langsam und tief grüßend kam er näher.

„Und ich höre Sie auch nicht, liebes Fräulein?“

„Gewiß nicht, Herr Amtmann. Vielleicht trinken Sie eine Tasse Kaffee mit mir?“

„O, Sie sind sehr liebenswürdig, Fräulein.“

Sie nahmen sich gegenüber Platz. Die Hanne brachte eine Tasse, dann redeten sie ein paar Sätze über gleichgültige Dinge. Jeder wollte vor dem andern seine Erregtheit verbergen. Und dann trat plötzlich eine Pause ein, sekundenlang und so jetzt, jetzt! dachte sie nur, jetzt würde er sprechen.

Und richtig, jetzt begann er, in kurzen Sätzen, zögernd, stockend. Atemlos hörte sie ihn an.

„Liebes Fräulein, ich kann keine schönen Worte drehen. Sie selbst werden ja längst gemerkt haben, was Sie mir sind — und jetzt bitte ich Sie herzlich, werden Sie meine Frau.“

Burpübergoßen sah sie da und schwieg. Das Blut jagte so durch ihre Adern. Gern hätte sie gesprochen, aber die Kehle ihr wie zugeschnürt, rot und verlegen wie ein Paffisch sah sie aus.

Dann begann er wieder und diesmal schon mit mehr Sicherheit: „Sehen Sie, liebes Fräulein, ich weiß ja, daß ich das himmelhohe Glück der stürmenden Jugend nicht mehr bringen kann, ich weiß ja auch, daß ich ein alter Egoist bin und nun mich zuerst denke, aber glauben Sie mir, Fräulein Lina, werde Ihnen das Leben so leicht und angenehm machen, Sie doch glücklich werden, und ich will ja nur ein wenig Ihnen geliebt werden, nur ein bißchen Sonnenschein sollen in mein einjames Leben bringen.“ Witternd sah er sie an.

Und jetzt fand sie Worte.

„Lieber Herr Amtmann, — ich weiß nicht, was ich Ihnen soll, das alles kommt so plötzlich, so unvorhergesehen über mich.“

„Aber liebes Fräulein,“ sprach er bestürzt dazwischen, „haben Sie nicht gemerkt, wie lieb ich Sie gewonnen habe?“

Nun schämte sie sich ihrer Notlage. Sie wurde wieder und die Verlegenheit nahm zu. Endlich aber raffte sie sich und gab ihm die Hand und sagte mit zitternder Stimme:

„Ich bitte Sie, lieber Herr Amtmann, lassen Sie mir ein paar Stunden, einen Tag, ich bitte Sie darum!“

Schwermütig nickte er nur. Dann mit einem verlegenen Lächeln antwortete er: „Ich werde warten, bis Sie mich Fräulein Lina.“ Dann ging er grüßend fort.

Als sie allein war, atmete sie auf, wie befreit. Nun war vorüber. Im Grunde tat er ihr leid. Aber wenn schon sie auch gern leiden mochte und ihn hochschätzte, sein Weib werden konnte sie nicht! Denn Liebe empfand sie nicht für ihn.

Jetzt war sie wieder ganz frei. Sie lachte ordentlich auf, nur um sich lachen zu hören. Und dann freute sie sich ihr lustiges Lachen. Sie sang und sang immerzu. Und die Würde wehten wiederum endlose Wogen süßer Düste heran wiederum sang sie — diesmal aber laut und fröhlich: — „ist ja die blühende Zeit!“

Um sechs Uhr kam ihr Freund, der Professor Walter. Immer brachte er auch heute einen Strauß duftender Rosen.

Lachend sprang ihm das Fräulein entgegen: „Etwas habe ich für Sie, Herr Walter!“ rief sie.

Erstaunt kam er näher und sah sie fragend an.

„Katen Sie einmal!“

„Ja, das ist nicht so leicht, liebes Fräulein.“

„Sie werden mich verlieren“, rief sie scherzend.

„Fräulein Lina —“

Übermütig lachend sprach sie weiter: „Ja, ja, ich habe einen Antrag bekommen, eine glänzende Partie!“ Was sagen Sie jetzt? In atemloser Spannung beobachtete sie die Wirkung ihrer Worte.

Er aber stand da, stumm und bleich, und sah sie fragend an. Endlich fragte er: „Und haben Sie ja gesagt?“

„Nein“, sagte sie nur, über und über errötend.

„Ach, ich danke Ihnen, Fräulein Lina!“ rief er da jubelnd und reichte ihr beide Hände hin und sah sie mit lodernnden Augen an.

„Bitte Sie, lassen Sie mich Sie fragen?“

Er nickte nur, aber zugleich auch riß er sie an sich, nahm ihren bebenden Körper in seine Arme und küßte sie auf Mund und Augen mit wilden, glühenden Küßen.

Und glückselig lag sie in seinen Armen und vergaß alles, ringsum — nur den Duft der blühenden Rosen empfand sie immer wonnig und wohlzig. Sie waren verlobt, stillschweigend.

Am nächsten Tage schrieb sie dem Amtmann einen lieblich zartfühlend gehaltenen Brief, und damit war der Gedanke den lieben Herrn für immer vergessen.

Eine wonnigvolle Zeit begann. Jeden Tag kamen die Liebenden zusammen. Und mit jedem Tage wurden Pläne für die Zukunft gemacht.

beschloß, daß sie nach der Hauptstadt ziehen wollten, dort eine Stelle angeboten, die ihm ein doppelt so hohes Einkommen brachte, als er es hier bezog. Und zwar wollte er sich dahin übersiedeln, damit er sich einleben könne in seine Stellung, um dann, wenn er sich fest sei, sie nachkommen zu lassen. Dann sollte Hochzeit gefeiert werden.

Natürlich war sie einverstanden. Sie liebte ihn mit so ganzer Hingebung, daß sie in alles einwilligte, was er ihr vorschlug. So zog er eines Tages fort nach der Hauptstadt. Und sie blieb allein.

Die Tage begannen nun. Anfangs zwar kam regelmäßig in dritten Tag ein Brief für sie. Und alle Briefe waren mit warmen Liebesworten geschrieben. Dennoch aber merkte sie, die neue Stellung ihm gar nicht behagte. Er fühlte sich nicht wohl, sondern er war einfach enttäuscht. Man hatte Hoffnungen gemacht, die nie erfüllt werden konnten.

Eines Tages gab er die Stelle auf, da er die endlosen Sorgen des Chefs nicht länger ertragen konnte. Und nun war er eine Stellung annehmen, die ihm noch weniger Einkommen bot, als er es früher in seiner Stadt hatte, nur um daselbst zu bleiben.

In eine Zeit war somit vorüber nicht zu denken.

Sie war betrübt, aber sie ertrug auch das, denn ihre Liebe war kein Zweifel an seinem Gelingen.

Und dann wurden seine Briefe seltener. Er habe so viel zu tun, sei todmüde, wenn er heimkomme, und viele andere Ausreden.

So verging ein Jahr.

Seine Nachrichten wurden immer spärlicher, oft kam wochenlang kein Brief. Längst war das arme, liebevolle einem fühlen, klagend, oft auch wurden kurze, herbe geschrieben, Klagen über Zwang und Fessel und verfluchte Sucht nach der verlorenen Freiheit.

Ohne Mägel, mit Resignation, ertrug sie alles. Längst war sie gewöhnt, daß er ihr verloren war. Nun fühlte sie erst, wie zu alt für ihn war.

Und dann eines Tages kam der Brief, in dem er sie bat, sein Wort zurückzugeben, er könne ihr Schicksal nicht an seine fesseln, da er sei nicht in der Lage, ihr eine sorgenlose, glückliche Zukunft zu bieten.

Da gab sie ihm frei; mit liebevollen Worten nahm sie Abschied von ihm, dankte ihm für alles Gute und für all die Liebe, die er ihr geschenkt hatte, und wünschte ihm Glück für die Zukunft, nicht ein Wort der Anklage oder einen Vorwurf hatte sie ihm, sie selbst nahm alle Schuld auf sich.

Als aber der Brief fort war, da sank sie zusammen und weinte schluchzte und versank in dumpfes, stundenlanges Brüten, — hatte ihre Jugend, ihre Hoffnung, ihr Glück, ihr alles begraben. Stille, trübe Tage begannen jetzt für sie. Doch niemals kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Tapfer ertrug sie ihr gewähltes Los. Ihr einziger Trost war ihre Arbeit. Ihren Schülerinnen war sie nicht nur Lehrerin, sie wurde ihnen liebe, mütterliche Freundin.

Da erkrankte eines Tages das kleine Marienchen, des Herrn Manns Tochter.

Der Vater war untröstlich. Er tat, was er konnte, seinen Sohn zu retten. Auch eine barmherzige Schwester sollte kommen, die kleine zu pflegen.

Marienchen aber, an die liebevolle Fürsorge Fräulein Linas, wollte nur diese um sich haben.

Und so kam das Fräulein in das Haus des Herrn Amtmanns. Lange, schwere Wochen vergingen. Der Vater und das kleine durchwachten manche furchtbare Nacht am Lager des schwerkranken.

Als aber die ersten jungen Lenzessonnenstrahlen kamen, war Marienchen gerettet.

In dieser Zeit der Angst und Sorge war auch das Fräulein Amtmann näher gekommen, und als er jetzt noch einmal die Werbung wiederholte, da sagte sie nicht mehr nein, sondern sie sein Weib und der kleinen eine treue, fürsorgende Mutter.

Maurus Jofai im Vorzimmer seines Kaisers.

Maurus Jofai hatte, als er bereits auf der Höhe seines Ruhmes stand, einmal Anlaß, eine Audienz bei seinem kaiserlichen Herrn, Franz Joseph, nachzusuchen. Er begab sich in die Hofburg und teilte dem Hofbeamten, der die „Antichambrierenden“ einzuführen hatte, seinen Wunsch mit.

Der Beamte, ein weißköpfiger, würdiger Mann, war nun aber Bureaukrat vom Scheitel bis zur Sohle. Der schüchtern Privatmann ohne Uniform und Ehrenabzeichen, der sich da an ihn wendete, imponierte ihm nicht, im allermindesten.

„Wie heißen Sie?“ fragte er ihn.

„Maurus Jofai.“

Ungarns gefeierter Romanchriftsteller und Dichter war eine unbekante Größe für den Hofmann. „Was ist Ihre Beschäftigung?“ setzte er sein Verhör fort.

„Ich habe einige Bücher geschrieben“, lautete die bescheidene Antwort des Dichters.

„Sonst nichts? — Sind Sie von Adel?“

„Nein.“

„Bekennen Sie vielleicht ein öffentliches Amt?“

„Nein.“

„Ja, aber woraufhin kommen Sie dann um eine Audienz bei Seiner Majestät ein?“

Jofai zerbrach sich den Kopf darüber, ob er nicht etwas geleistet habe, was er zu seinen Gunsten anführen könne. „Ich bin Reichstagsabgeordneter“, sagte er zögernd.

„Ah! Sonst noch etwas?“

„Ich bin Mitglied der Akademie.“

„So, so!“ Des Mannes Gesicht hellte sich auf. So ganz unbedeutend war der Audienzbegehrende doch nicht. „Haben Sie nicht irgend einen Orden?“ fragte er weiter.

„Ich besitze den Stephansorden.“

Dieser Orden ist der höchste, den der Kaiser von Österreich einem Manne von nicht gerade königlichem Geblüt verleiht.

Die Weise des Beamten nahm etwas durchaus Leutseliges an. Immerhin regte sich bei dem eingefleischten Bureauisten das Mißtrauen, das ihm zur zweiten Natur geworden war. Der Mann da vor ihm trug ja den Orden nicht; wer stand ihm dafür, daß er ihm nicht etwas vorstülpte?

„Ich will Ihnen etwas sagen, alter Herr“, erklärte er, „legen Sie morgen Ihre Dekoration an und kommen Sie wieder hierher. Ich will dann sehen, was ich für Sie tun kann.“

Jofai ging und kam vierundzwanzig Stunden später mit ausgefülltem Knopfloch wieder in die Hofburg. Da wurde ihm die erbetene Audienz gewährt.

Clara Tüschhoff.

Ein Gleichnis.



Auch gestern hing im Eichenbaum
Ein golden-grüner Spätherbsttraum,
Den Gipfel und manch schlanken Ast
Bog nieder bunte Blätterlast.

Als dann die Sonne scheiden ging,
Ihr Purpurlicht den Baum umfing,
Dann kam die Nacht mit Nebelgrau
Und legte Reif auf Feld und Au,
Und streifte mit dem Silberfarn
An Heden hin, ob Strauch und Baum.

Und leise, leise erdenwärts,
Fiel Büfengold und Lindenherz,
Auch meiner Eiche Blätterpracht
Sank erdenwärts in dieser Nacht.
So heimlich schleicht das Schicksal auch
Mit Eifreiß und Nebelhauch:
Es raubt mit seiner herben Hand
Juch, was das Herz am schönsten fand.
Was lieb und licht das Leben macht,
Sinkt erdenwärts in einer Nacht.

Johanna M. Lantau.

Vererbte.



Wo ist denn der Zeigende?

Unsere Bilder

Am australischen „Bush“. Die Fauna Australiens ist außerordentlich reich an eigentümlichen, merkwürdigen Formen, welche ihr ein so charakteristisches Gepräge geben, daß man Australien und die australische

Inselwelt als eine besondere tiergeographische Region betrachtet. Auffallend ist der Mangel an Säugetieren überhaupt; dagegen finden sich unter diesen eine Anzahl Tiere, welche nur in Australien vorkommen, die Kloakentiere (Schnabeltier, Ameisenigel) und die Beuteltiere. Von letzteren findet sich freilich eine einzige Familie außerhalb der australischen Region, nämlich die in Amerika heimischen Beuteltiere. Im übrigen aber sind diese merkwürdigen Tiere auf Australien beschränkt. Das größte Beuteltier, überhaupt das größte Säugetier Australiens, ist das auf unserem Bilde verzeichnete Känguruh (*Macropus major*), das Manneshöhe erreicht und dessen Gewicht oft gegen zwei Zentner beträgt. Die Gestalt des Tieres mit den ungeheuer starken, übermäßig entwickelten Hinterbeinen, gegen welche die Vorderbeine fast verkümmert erscheinen, und mit dem mächtigen Schwanz scheint fast abenteuerlich und ebenso sonderbar ist die durch dieselbe bewirkte Bewegungsweise. Die Tiere hüpfen auf den Hinterbeinen mit einer ungeheuren Kraft und Geschwindigkeit und machen auf der Flucht oft Säue zu zehn Meter Weite und drei Meter Höhe; nur ein ganz ausgezeichnete Jagdhund vermag ein Känguruh einzuholen. Der starke Schwanz dient beim Springen als Balancierstange, beim Stehen als Stütze. Die Tiere sind von hoher Anglichkeit, aber sind sie einmal in die Enge getrieben, so wehren sie sich verzweifelt und dann sind die mit starken Klauen bewehrten, ungemein muskelkräftigen Hinterbeine eine sehr gefährliche Waffe. Von den übrigen Känguruharten kommen am häufigsten das Wallaby, die Känguruhratte, und das Felsenkänguruh vor. — Auch aus der Vogelwelt Australiens führt uns unser Bild einen merkwürdigen und zugleich den mächtigsten Vertreter vor: den Emu oder Kasuar (*Dromaeus Novae Hollandiae*). Dieser Riesenvogel erreicht eine Höhe von 2 1/4 Meter; seine borstenartigen Federn sind ein Mittelglied zwischen Federn und Haaren; fliegen kann der neuholländische Strauß nicht, doch läuft er so schnell, daß man lästiger Hunde bedarf, um ihn einzuholen. Die Emus sind Steppentiere und kommen in zwei Arten, den gewöhnlichen und den gestreckten oder richtiger gebänderten, welche Ghanter und hochbeiniger sind, vor. Durch die Verfolgungen der eingewanderten weißen Rensjentrassen ist leider der Bestand der Tiere sehr reduziert. Ihre Lebensweise im freien Zustande ist noch nicht genau bekannt, da sie jetzt so sehr nach dem unzugänglichen Innern Australiens zurückgewichen sind, daß ihre Beobachtung durch Reisende überaus erschwert ist. Dagegen haben sich die Tiere in den europäischen Tiergärten vollständig eingelegt und halten sich überraschend gut, ja pflanzen sich in den meisten Gärten fort.



Nur von Wasser net.
„Küppel, warum schaut immer weg beim Ertrinken?“
„Weil ich, Herr, nicht so vom Wasser!“

Ein Gedenkstein für General von Emmich auf Vorkum wurde kürzlich eingeweiht. Der Gedenkstein, den Wappen und ein altgermanischer Helm krönen, ist ein Werk des Weimarer Bildhauers Bauche.
Prinz Friedrich Sigismund von Preußen, Sohn des Generalobersten Prinz Friedrich Leopold, zeichnete sich bei der Eroberung des Brückenkopfs von Jakobstadt als Flieger besonders aus. Vor dem Kriege stand er gleich seinem im Luftkampf gefallenen Bruder Friedrich Karl als Rittmeister im 1. Leibhusarenregiment in Danzig-Langfuhr; seit April 1916 ist der Prinz mit der Prinzessin Marie Luise zu Schaumburg-Lippe vermählt.

Allerlei

Närrichtsboll. Madame: „Ich bin sprachlos, was haben Sie da Ihrem Bräutigam alles aufgetischt?“ — Köchin: „Nur das Getrigel und den Wein, gnädige Frau, das Brot hat er sich natürlich selbst mitgebracht!“
**Aus dem „Lehrbuch der Geographie nach der alten, mittlern und neuen Zeit für die fortgeschende und geübte Jugend“ von Hieronymus Freyer, das im Jahre 1733 in Halle erschien, wird die nachfolgende Stelle dem heutigen Leser vielleicht ein leichtes Lächeln abgewinnen: „Das Erdreich ist entweder bekannt, oder noch unbekannt. Was davon bekannt ist, bestehet aus vier Haupttheilen: als da ist 1) Europa, unter allen zwar das kleinste, jedoch am besten cultivirt und angebaut, und also das wichtigste, gegen Vitternacht zu; 2) Asia, das größte, gegen Morgen; 3) Africa, das wärmste, gegen Mittag; 4) America, das reichste, gegen Abend. Die unbekannten Länder aber sind vornehmlich um die beiden Erdpole gelegen, als wohnen man wegen der großen Kälte nicht kommen kann.“ P. S.
Vom König Ludwig I. von Bayern erzählt eine wenig bekannte Anekdote folgendes: Bald nach seiner Thronbesteigung stand der König eines Tages — es war kurz vor dem Osterfest — am Fenster und schaute in den inneren Schloßhof, wo die Auffahrt einiger Wagen seine Aufmerksamkeit erregte. Die Gespanne folgten einander ziemlich dicht und bogen sämtlich in den Gang, der zur Waschküche des Residenzschlosses führte. Als nach einiger Zeit der Zug der Wagen noch immer nicht aufhörte, ließ der König den Schloßverwalter rufen und fragte ihn nach dem Zweck des Fahrens. Er erfuhr nun, daß die Wagen die Wäsche einiger Hofbeamten brachten, die in der Hofwaschküche unentgeltlich gewaschen würde, wie dies mit Erlaubnis des höchstseligen Königs für bedürftige und würdige Personen seit Jahren geschähe. „Einige Hofbeamten? Einige bedürftige Personen?“ fragte der König mit ärgerlicher Stimme. „Ich sehe nun**

jaß eine Stunde am Fenster, und immer kommen neue Wagen. Das ist ein Unfug sondergleichen und muß aufhören!“ — Dem Hofbeamten kam die Gelegenheit, kräftig zuzufassen und unnötige Ausgaben zu verhindern, höchst gelegen. Er befahl, die Waschküche sofort zu schließen und sie nicht vor Dienstag nach Ostern zu öffnen. Am Dienstag aber ließ die Wäsche den Hofbeamten ungewaschen zurückgegeben werden und die freie Waschküche überhaupt ein Ende haben. — Und so geschah es, daß am folgenden Ostermontag aber hatten „einige“ Hofbeamten vom Hofmeister bis zum Hundewärter nicht reine Wäsche anziehen können. P.

Gemeinnütziges

Die Spinnen sind erbitterte Feinde der Frostspannerschmetterlinge. Bei dem Reinigen der Obstbäume sollten sie deshalb geschont werden.

Seifenreste vorteilhaft zu verwenden

Bei der Knappheit aller Dinge und die durch dadurch verursachten erheblichen Preissteigerung der Seife darf man Seifenreste nicht achtlos wegworfen. Man stelle ein Gefäß in der Küche auf, in das alle Seifenreste hineingelegt werden, ganz gleich, ob es sich um Haushaltsseife oder Toilettenseife handelt. Ist das Gefäß etwa zwei Drittel damit angefüllt, gießt man so viel kaltes Wasser dazu, bis es einen knappen Finger breit über der obersten Seifenschicht steht und läßt das Ganze zwei Tage stehen. Dann stellt man das Gefäß aufs Feuer und läßt die erweichte Seife unter öfterem Umrühren zu einem Brei einkochen, den man dann in kalt ausgepülte kleine Dosen oder Formen (z. B. Seifenschachteln aus Zelluloid, Fleischerextraktbüchsen usw.) gießt und darin erstarren läßt. Mit einem dünnen Küchenmesser löst man die erstarrte Seife aus den Formen und stellt die gewonnenen Seifenstücke an einem kühlen und trockenen Orte zum Nachtrodnen auf. Je besser man die Seife austrocknen läßt, desto ergiebiger ist sie im Gebrauch. Ehe man sie weiter verwenden beschneidet oder beschabt man die Kanten und runde die Seifenstücke hübsch ab. Die Abfälle kommen sofort wieder in den Seifensammeltopf. Will man für Kinder die beliebte Eisform erzielen, so gieße man die flüssige Seifenmasse vorichtig in ausgeblasene Eierschalen und löse nach dem Erstarren die Schale ab. C. D.

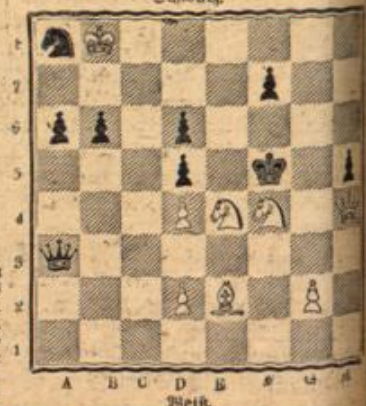
Maiblumen-Eisbeine werden jetzt

Töpfe gepflanzt und im warmen Zimmer aufgestellt. Hält man sie regelmäßig feucht, so hat man zwei Wochen nach dem Einpflanzen blühende Maiblumen.
Gefiebter Dankschutt übt durch seinen Kalk- und Kaligehalt auf die Fruchtbarkeit der Pflanz- und sonstigen Steinobstbäume eine ganz besondere Wirkung aus.
Rosenpflanzung ist im Herbst nicht so zuverlässig wie im Frühjahr. Wer jetzt pflanzt, erhöhe den Wurzelhaas mit Erde und bedecke noch mit Düng, Torfmüll oder Laub ab.



Amstelrätzel.
Die Buchstaben in den wagerechten Reihen sind so zu ordnen, daß folgendes daraus entsteht: 1) Ein Fluss in Afrika. 2) Ein Gefäß. 3) Stadt in Schweden. 4) Ort in Thüringen. 5) Ein Betriebsmittel. 6) Stadt in Hannover. 7) Eine heilige Handlung. 8) Dänisches Goldstück.
Die mittlere Reihe von oben nach unten gelesen ergibt den berühmten Dersführer der Welt. Albert Friedel.

Problem Nr. 188.



Weiße steht an und setzt in 3 Zügen matt. Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Erlaubt ist, was sich ziemt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weisser, gedruckt und herausgegeben von Greiser & Weisser in Stuttgart.